

Soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnprojekten

Christine Philippsen

Beitrag zur Veranstaltung »Familie und soziale Netzwerke« der Sektion Familiensoziologie, in Kooperation mit der Sektion Soziologische Netzwerkforschung – organisiert von Marina Hennig und Anja Steinbach

Gemeinschaftliche Wohnprojekte als neue Wohnform

Gemeinschaftliche Wohnprojekte – als eine zwischen Gemeinschaft und Individualität angesiedelte Wohn- und Lebensform – entstehen in Deutschland verstärkt seit den 1970er Jahren. Ihre Vorläufer und Vorbilder reichen jedoch viel weiter zurück, zu den Beginnen ins Mittelalter oder der Genossenschaftsbewegung ins ausgehende 19. Jahrhundert (Novy 1983; Unger 2005). Auch die Kommunebewegung der sechziger Jahre gab wichtige Impulse (Kraushaar 2001). Die Realisierung von Wohnprojekten hat sich besonders in den letzten zehn Jahren merklich beschleunigt (BBSR 2014; Fromm 2012: 391), wobei vor allem die Mehrgenerationenprojekte an Bedeutung zunehmen (BBSR 2012).

In einem gemeinschaftlichen Wohnprojekt schließen sich Personen aus mehreren Haushalten zu einer Gemeinschaft zusammen. Gewohnt wird in einem oder mehreren Häusern. Fester Bestandteil eines Projekts sind ein Gemeinschaftsraum oder -haus sowie oft weitere gemeinschaftliche Flächen und Räume (Hieber et al. 2005: 6; McCamant, Durrett 2011: 25 ff.). Gemeinschaftliche Wohnprojekte sind selbstverwaltete Wohnformen. So übernehmen einzelne Bewohner/-innen oder Arbeitsgruppen Aufgaben für die Wohngruppe, wie etwa Hausmeistertätigkeiten oder Öffentlichkeitsarbeit (Choi 2004: 1201). Auch der Planungs- und Realisierungsprozess wird maßgeblich von den zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohnern gestaltet und vorangetrieben. Wohnprojekte unterscheiden sich in vielen Kriterien wie Größe, soziale Zusammensetzung, Form der Initiierung, Rechtsform oder architektonische Gestaltung. Am häufigsten finden sich mittelgroße Projekte zwischen 20 und 50 Haushalten¹. Die soziale Struktur der Projekte unterscheidet sich in erster Linie nach Alter, Geschlecht und Lebenslage der Bewohner/-innen und danach, ob es sich diesbezüglich um homogen oder heterogen zusammengesetzte Projekte handelt (Brech 1999).

¹ Eine eindeutige Untergrenze, ab welcher Anzahl Haushalte von einem Wohnprojekt gesprochen wird, existiert nicht. Meist gelten sehr kleine Gemeinschaften als Hausgemeinschaften (Voegen 1989b: 238).

Derzeit existieren deutschlandweit rund 540 Wohnprojekte (Fedrowitz 2015). Mit Blick auf den gesamten Wohnungsmarkt erscheint diese Zahl zwar als relativ gering. Sie spiegelt aber nicht in angemessener Weise die gesellschaftliche Relevanz dieser Wohnform wider, sondern ist vor allem dem langen, komplizierten Umsetzungsprozess der Projekte geschuldet. Darauf deutet die stärkere Nachfrage nach Wohnprojekten im Ausland, wie den Niederlanden oder Dänemark, in denen es umfassendere, stärker institutionalisierte Fördermaßnahmen gibt (Brech 1999: 124 ff.; McCamant, Durrett 2011), sowie die Nachfrage nach und das Interesse an gemeinschaftlichem Wohnen in Deutschland (Fedrowitz, Gailing 2003: 65).

Die zunehmende Verbreitung von gemeinschaftlichen Wohnprojekten lässt sich interpretieren als Reaktion auf verschiedene gesellschaftliche Wandlungsprozesse, primär den demografischen Wandel. So sucht die wachsende Zahl älterer Menschen heute nach adäquaten Wohnformen. Autonomie und aktives Altern sind der gegenwärtigen älteren Generation wichtiger als früheren Kohorten (Kehl, Then 2013: 42f.). Konventionelle Alten- und Pflegeheime verlieren an Akzeptanz (Krämer 2008) und viele Ältere präferieren eine »Nähe auf Distanz« (Henckmann 1999: 20) zu ihren Kindern und möchten ungern von ihnen versorgt werden. Neben dem zunehmenden Bedürfnis älterer Menschen nach selbstbestimmtem Wohnen steht ein wachsender Unterstützungsbedarf bei gleichzeitig geringeren Unterstützungsstrukturen (Göschel 2010: 248). Die Einnahmen des Sozialstaates verringern sich aufgrund der sinkenden Zahl erwerbsfähiger Menschen (Schulte 2009: 17). Zudem werden Familienangehörige zukünftig nicht mehr in dem Maße Unterstützung leisten können wie bisher (WBfF 2012: 38f.), besonders aufgrund einer wachsenden Zahl Kinderloser sowie einer höheren Erwerbsbeteiligung der Frauen (Naegele 2011: 91f.). In vielen Wohnprojekten machen ältere Menschen einen Großteil der Bewohner/-innen aus (Choi 2004: 1196), vor allem die Gruppe der Sechzig- bis Achtzigjährigen und Frauen (Glass 2012: 351).

Die zweite große Zielgruppe von Wohnprojekten sind Haushalte mit minderjährigen Kindern, für die die Vereinbarkeit von Beruf und Familie durch eine höhere Erwerbsbeteiligung der Frauen dringender geworden ist (BMFSFJ 2012; MBV 2008: 6). Auch wenn familiäre Generationenbeziehungen heute durch eine hohe emotionale Nähe und vielfältigen Austausch sozialer Unterstützung gekennzeichnet sind (BMFSFJ 2012: 27f.), wird die Gestaltung familialer Beziehungen auch von Restriktionen bestimmt, etwa der Wohnentfernung (Lauterbach 1998: 114). Besonders mit zunehmendem Bildungsniveau von Eltern und erwachsenen Kindern steigt die Wohnentfernung zwischen ihnen (Lauterbach 1998: 128 f.). Da Bewohner/-innen von Wohnprojekten mehrheitlich zu den Hochgebildeten zählen (Glass 2012: 351), kann bei ihnen eine überdurchschnittlich hohe Wohndistanz zwischen den Generationen unterstellt werden.

Eine Möglichkeit, den zukünftigen gesellschaftlichen Herausforderungen zu begegnen, stellen informelle, nichtfamiliale Unterstützungsstrukturen im direkten Wohnumfeld dar, die auf gegenseitiger Hilfe basieren (Kremer-Preiß, Stolarz 2003: 7). Als ein solches nichtfamiliales Unterstützungsnetzwerk könnte die Gemeinschaft in einem Wohnprojekt gelten.

Forschungsstand und Fragestellungen des Beitrags

Sozialer Austausch erfolgt in gemeinschaftlichen Wohnprojekten auf vielen Ebenen: Während in der Planungsphase formelle Treffen Vorrang haben, verlagert sich der Schwerpunkt nach dem Einzug auf die informelle Ebene. Neben Aktivitäten für die ganze Gruppe handelt es sich dabei oft um persönliche Kontakte einzelner Personen. Auf dieser Ebene ist der Austausch sozialer Unterstützung besonders wichtig: Sich gegenseitig im Alltag zu helfen, nennen Bewohner/-innen als eines der zentralsten Motive für den Einzug in ihr Projekt (Garciano 2011; Glass 2009: 297). Weitere wichtige Motive sind die Verhinderung von Einsamkeit, das Erleben von Gemeinschaft, Verbundenheit und Geborgenheit sowie gemeinsame Freizeitgestaltung (Brenton 2001; Margolis, Entin 2011). Bei diesen Motivlagen stehen zum einen zwanglose, gesellige Interaktionen und zum anderen emotional engere, freundschaftliche Beziehungen im Mittelpunkt. Als noch relativ gut erforscht gelten kann der gesellige Austausch, der häufig auf Ebene der gesamten Gruppe oder kleinerer Untergruppen erfolgt (vergleiche Choi 2004: 1201 ff.; Hieber et al. 2005: 73; Voegen 1989a: 102 ff.). Demgegenüber ist die Forschungslage zu Freundschaften oberflächlich und widersprüchlich. In der einen Studie wird berichtet, dass zwischen den Bewohnerinnen und Bewohnern in vielen Fällen ein intensiviertes, nachbarschaftliches Verhältnis besteht, während sich zwischen einigen engere, freundschaftliche Bindungen aufbauen (KDA 2000: 101). In der anderen Studie betonen Befragte, dass die Beziehungen eher unverbindlich sind und nicht den Ansprüchen an Freundschaften genügen (Voegen 1989b: 286). Ein angemessenes Verhältnis von Distanz und Nähe zu finden, ist vor allem aufgrund der hohen räumlichen und zugleich sozialen Nähe der Bewohner/-innen, ein zentrales Thema in Wohnprojekten (Jarvis 2011: 569 f.; Schulz-Nieswandt et al. 2012: 126 f.).

Der Austausch sozialer Unterstützung ist etwas besser erforscht, aber auch hier fehlen tiefergehende Erkenntnisse. Typische Unterstützungsleistungen in Wohnprojekten sind kleinere Hilfen im Alltag, wie etwa der Austausch von Alltagsgegenständen oder die Versorgung der Wohnung im Urlaub, sowie Besorgungen für Kranke, Kleinreparaturen, Kinderbetreuung, Car-sharing und Einkaufsgemeinschaften (Hieber et al. 2005: 78 ff.; Jarvis 2011: 567; KDA 2000: 64f.; Margolis, Entin 2011: 6). Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die emotionale Unterstützung über alltägliche Kommunikation und die Möglichkeit, sich bei Gesprächsbedarf über persönliche Probleme an andere aus der Gruppe wenden zu können (Hieber et al. 2005: 79). Die Wohngruppe bildet folglich ein verlässliches soziales Netz, auf das die Bewohnerinnen und Bewohner jederzeit zurückgreifen können (Binner et al. 2011: 180 f.). Die Übernahme von langfristigen, aufwändigen Hilfeleistungen, vor allem Pflege, wird in Wohnprojekten »nicht unter nachbarschaftlicher Hilfe verstanden« (Hieber et al. 2005: 38) und häufig per Konzeption ausgeschlossen. In diesen Fällen greifen die Bewohner/-innen eher auf externe Hilfequellen informeller oder formeller Art zurück, das heißt auf enge Bezugspersonen oder ambulante Pflegedienste (KDA 2000: 101; Schulz-Nieswandt et al. 2012: 125). Soziale Unterstützung in Wohnprojekten geht insgesamt häufig über jene in konventionellen Nachbarschaften hinaus (Binner et al. 2011; Williams 2005: 147), muss dies aber nicht zwingend, wenn es nicht erwünscht ist (Voegen 1989b: 358 ff.).

Ambivalent sind Formulierungen, mit denen Bewohner/-innen selbst die Beziehungen in ihrer Wohngruppe umschreiben: Es finden sich Projektamen wie *Wahlverwandtschaft* oder *Woh-*

nen mit Freunden, Projektziele wie ‚verlässliche‘ und ‚verbindliche‘ Nachbarschaft oder Umschreibungen von Befragten, die von »Großfamilie ohne Verwandtschaft« sprechen (Voegen 1989a: 105). Sozialkontakte im Wohnprojekt werden folglich verglichen mit den klassischen Beziehungsformen Familie, Freundschaft und Nachbarschaft, die jeweils ganz unterschiedliche Spezifika und Funktionen aufweisen. Strukturell können soziale Beziehungen in Wohnprojekten charakterisiert werden als räumlich nah, (relativ) frei gewählt, nicht hierarchisch und kaum institutionalisiert, und somit offen in der konkreten Ausgestaltung der Beziehungen. Zudem sind die Kontakte eingebettet in ein klar umgrenztes soziales Netzwerk. In diesem Beitrag soll die Gestaltung der sozialen Beziehungen und die Einbindung der Bewohner/-innen in ihre Gemeinschaft im Hinblick auf Freundschaften und den Austausch sozialer Unterstützung beleuchtet werden. Darüber lässt sich herausarbeiten, welchen (Mehr-)Wert das Leben im Wohnprojekt den Bewohnerinnen und Bewohnern – auch vor dem Hintergrund der aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen – bietet, im Sinne von aktivierbarem Sozialkapital. Es wird vermutet, dass sich in dieser Hinsicht Differenzen zwischen verschiedenen Bewohnergruppen zeigen. Während etwa alleinlebende Personen in den sozialen Beziehungen zu anderen eventuell Ersatz bzw. Kompensation für fehlende, nah stehende Personen ihres persönlichen Netzwerks suchen, benötigen Eltern minderjähriger Kinder möglichenfalls eher praktische Entlastung im Alltag.

Methode und Daten

Im Rahmen einer schriftlichen Befragung wurden zwischen April und Oktober 2010 insgesamt 220 Bewohner/-innen aus sieben gemeinschaftlichen Wohnprojekten in Nordrhein-Westfalen befragt. In Ermangelung offizieller Quellen basiert die Stichprobenziehung auf einer eigenen Liste mit 90 realisierten Wohnprojekten². Mehrgenerationenprojekte machen die größte Gruppe bei den ermittelten Projekten aus. Ihnen wird derzeit das größte Entwicklungspotential zugeschrieben (BBSR 2012), weshalb sich die vorliegende Studie auf diesen Projekttyp konzentriert. So wurden fünf Jung-Alt-Projekte über eine geschichtete Zufallsauswahl nach dem Kriterium der Gruppengröße gezogen. Des Weiteren wurde ein 50plus- sowie ein reines Familien-Projekt befragt. Die nachfolgend präsentierten Ergebnisse beziehen sich nur auf die Zielgruppe der fünf Jung-Alt-Projekte (n=171). Organisiert war die Erhebung als Gruppenbefragung vor Ort, an je ein oder zwei Terminen pro Wohngruppe. Dies bot einerseits einen guten Einblick in die räumlichen Gegebenheiten der Projekte und andererseits die Möglichkeit für Rückfragen oder Unterstützung beim Ausfüllen des Fragebogens. Zumeist füllten die Bewohner/-innen ihren Fragebogen selbständig aus.

Erhoben wurden Gesamtnetzwerke, das heißt befragt werden sollten möglichst alle Erwachsenen einer Wohngruppe. Ziel war es, auf diese Weise ein möglichst umfassendes Bild des Lebens in den Wohnprojekten, auch von eventuell weniger engagierten und in die Gruppe eingebundenen Bewohnerinnen und Bewohnern, zu erhalten. Dies konnte in den fünf Wohnprojek-

²Für die über einen Zeitraum von 2007 bis 2010 kontinuierlich aktualisierte Liste wurden Informationen aus zahlreichen Quellen zusammengetragen. Hierzu zählten unter anderem Fachtagungen, Veröffentlichungen, Projektbörsen im Internet sowie Projektlisten von wichtigen regionalen Akteuren.

ten mit Rücklaufquoten zwischen 83 und 97 Prozent realisiert werden. Ein großer Fragenkomplex erhob die sozialen Beziehungen der Bewohner/-innen untereinander. Hierbei wurden bewährte Verfahren der Erhebung sozialer Netzwerke eingesetzt, etwa eine Adaption des Fischer-Instruments (McCallister, Fischer 1978).

Die Gruppengröße der fünf Projekte variiert zwischen knapp 20 und über 70 erwachsenen Bewohner/-innen. Es folgt eine kurze Beschreibung der Stichprobe (Tabelle 1). Im Mittel sind die Bewohnerinnen und Bewohner der fünf Jung-Alt-Projekte 56 Jahre alt mit einer Spanne zwischen 24 und 87 Jahren. 60 Prozent zählen zu den Fünfzig- bis Neunundsiebzigjährigen, während mit knapp drei Prozent kaum Personen über 80 Jahre in den Projekten leben. Frauen sind mit durchschnittlich 72 Prozent deutlich überrepräsentiert. Mit 45 Prozent sind Haushalte, in denen Frauen alleine leben, am häufigsten vertreten, während es kaum allein lebende Männer gibt. Frauen und Männer, die mit Partner/-in und ohne Kinder im Haushalt leben, machen 27 Prozent der Befragten aus. 21 Prozent leben mit Kindern zusammen, wobei es sich dabei eher um Elternpaare und weniger um Alleinerziehende handelt. In einzelnen Wohnprojekten leben sogar nur ein oder zwei Haushalte mit Kindern. Die Bewohner/-innen sind mehrheitlich hoch gebildet: 69 Prozent verfügen über die (Fach)Hochschulreife.

Tab. 1: Stichprobenbeschreibung

	N	%
18-49 Jahre	63	37,1
50-64 Jahre	47	27,6
65-79 Jahre	55	32,4
ab 80 Jahre	5	2,9
Frauen	123	71,9
Männer	48	28,1
Frau, allein lebend	76	44,7
Mann, allein lebend	12	7,1
Person in Paarhaushalt ohne Kind	46	27,1
Person in Paarhaushalt mit Kind	29	17,1
Frau, allein erziehend	7	4,1
ohne Schulabschluss / Haupt-/Volksschule	22	13,0
mittlere Reife/Realschule	30	17,6
(Fach)Hochschulreife	118	69,4
gesamt	171	100,0

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Ergebnisse

Im Rahmen einer offenen Frage, was den Bewohner/-innen am Leben in ihrem Wohnprojekt besonders gut gefällt, verweisen die Antworten auf einen insgesamt vertrauensvollen, wenig distanzierten Umgang innerhalb der Gruppe. Positiv hervorgehoben werden der unkomplizierte, spontane Austausch untereinander, das Eingebundensein in eine feste Gemeinschaft und zugleich die Möglichkeit zum Rückzug, die vielfältigen Gelegenheiten zur gemeinsamen Freizeitgestaltung, die selbstverständliche gegenseitige Unterstützung im Alltag sowie ein allgemeines Gefühl der Sicherheit. Auf eine weitere offene Frage nach negativen Aspekten des Zusammenlebens werden teils Gefühle sozialer Kontrolle genannt, die sicherlich primär aus der hohen räumlichen Nähe resultieren. Überdies kommt es teils zu Konflikten, da sich Bewohner/-innen aufgrund von divergierenden familialen und beruflichen Belastungen unterschiedlich stark für ihre Gruppe engagieren (können).

Des Weiteren wurde untersucht, ob auch emotional enge Beziehungen bzw. Freundschaften unter den Bewohnerinnen und Bewohnern entstehen. 69 Prozent der Bewohner/-innen der fünf Jung-Alt-Projekte haben in ihrer Wohngruppe eine oder mehrere Personen, mit denen sie sich sehr eng verbunden fühlen und die sich umgekehrt auch mit ihnen sehr eng verbunden fühlen (reziproke Wahl). Von diesen 69 Prozent sind ein Viertel der Personen mit einer Person in ihrer Wohngruppe sehr verbunden, weitere 52 Prozent mit zwei bis vier Personen und 23 Prozent mit mehr als fünf Personen.

Zum Austausch sozialer Unterstützung wurde untersucht, von wem aus ihrem persönlichen Netzwerk die Bewohnerinnen und Bewohner primär bestimmte Hilfeleistungen erhalten, wenn sie Bedarf daran haben. So wurde für zehn Hilfeleistungen (acht instrumentelle und zwei emotionale) erfragt, wer den Bewohner/-innen hierbei in erster Linie hilft: Personen aus dem Wohnprojekt oder andere Personen, wie Familienangehörige oder Freunde. Primär unterstützen sich die Bewohner/-innen mit kleineren Gefälligkeiten im Alltag, wie etwa beim eigenen Einkauf etwas füreinander mitbringen oder sich bei Abwesenheit um die Wohnung kümmern (Tabelle 2). Auch bei der Versorgung bei kurzfristiger Krankheit, kleineren Arbeiten in der Wohnung und der Beaufsichtigung der Kinder greifen die Bewohner/-innen eher auf die Hilfe aus dem Wohnprojekt zurück als auf andere persönliche Kontakte.

Tab. 2: Erhaltene Hilfeleistungen aus dem persönlichen Netzwerk

	in %		gesamt* abs.
	Person aus Wohnprojekt	andere Personen	
kleinere Gefälligkeiten / Hilfen im Alltag (z.B. vom Einkauf etwas mitbringen, Versorgung der Wh. bei Abwesenheit)	80,2	19,8	167
Versorgung bei kurzfristiger Krankheit (z.B. Hilfe im Haushalt, Einkäufe erledigen)	60,7	39,3	135
Hilfe bei kleineren Arbeiten in der Wohnung (z.B. Reparatur von elektrischen Geräten, Möbel rücken)	58,9	41,1	151
Beaufsichtigung der Kinder / des Kindes	54,1	45,9	37
Begleitung in verschiedenen Situationen	40,3	59,7	62
sachliche Beratung in versch. Situationen	33,6	66,4	131
Trost spenden, wenn man sich niedergeschlagen fühlt oder einem zum Weinen zumute ist	25,5	74,5	145
Pflegeleistungen	23,5	76,5	51
Hilfe im Haushalt	17,1	82,9	76
persönlicher Rat bei wichtigen Entscheidungen (z.B. über die Familie oder die Arbeit)	13,3	86,7	143

*übrige Befragte bis Gesamtstichprobe von 220: Hilfe wird nicht benötigt

In anderen Situationen suchen die Bewohnerinnen und Bewohner eher Unterstützung bei sonstigen Personen aus ihrem persönlichen Netzwerk, vor allem beim Bedarf an emotionaler Unterstützung (Trost spenden, persönlicher Rat bei wichtigen Entscheidungen), an Hilfe im Haushalt sowie Pflegeleistungen. Dennoch gibt es bei allen zehn Hilfeleistungen einen Teil der Bewohnerschaft, die diese Hilfe von Personen aus ihrem Wohnprojekt erhalten.

In einem weiteren Schritt wurde analysiert, ob sich verschiedene Bewohnergruppen in der Einbindung in ihre Wohngruppe hinsichtlich bestehender Freundschaften und dem Austausch sozialer Unterstützung unterscheiden. Für diesen Beitrag wurden die drei Merkmale Geschlecht, Zusammenleben mit Kind(ern) und Zusammenleben mit einem Partner/einer Partnerin betrachtet. Der Austausch sozialer Unterstützung wurde aus vier Blickwinkeln analysiert: der Erhalt von instrumenteller und emotionaler Unterstützung sowie die Erbringung von instrumenteller und emotionaler Unterstützung. Diese vier Variablen sind jeweils dichotom kodiert. Unterschieden werden hoch und gering integrierte Personen, die sich in der Anzahl von Bewohner/-innen unterscheiden, von denen sie Hilfe erhalten bzw. denen sie Hilfe leisten (Tabelle 3).

Frauen haben tendenziell mehr Freunde im Wohnprojekt als Männer und sind tendenziell etwas stärker in den Austausch emotionaler Unterstützung involviert, wobei sie sich nur beim Erhalt emotionaler Unterstützung signifikant von den Männern unterscheiden. Hinsichtlich des Austauschs instrumenteller Unterstützung zeigt sich, dass Frauen tendenziell von mehr Bewohner/-innen Hilfe erhalten und – auf schwach signifikantem Niveau – weniger Bewohner/-innen Hilfe erbringen als Männer.

Tab. 3: Partielle Korrelationen

	Geschlecht (0=w, 1=m)	Kind(er) im Haushalt ^b	Partner/-in im Haushalt ^b
Anzahl Freundschaften (reziproke Wahl)	-0,11	0,10	-0,20*
Erhaltene emotionale Unterstützung ^a	-0,18*	-0,03	-0,20**
Geleistete emotionale Unterstützung ^a	-0,13	-0,16*	-0,11
Erhaltene instrumentelle Unterstützung ^a	-0,11	0,12	-0,22**
Geleistete instrumentelle Unterstützung ^a	0,13 [†]	0,02	-0,06

n=136 (Freundschaften) bzw. 170 (soziale Unterstützung)

** p≤0,01; * p≤0,05; † p≤0,10

partielle Korrelationen jeweils unter Kontrolle der übrigen zwei Variablen

a 0=gering integriert, 1=hoch integriert; b 0=nein, 1=ja

Personen, die mit Kind(ern) zusammenleben, leisten für signifikant weniger Bewohner/-innen emotionale Unterstützung. Zudem erhalten sie von tendenziell mehr Personen instrumentelle Unterstützung als Personen, die nicht mit Kindern zusammenleben.

Den stärksten Einfluss auf die Gestaltung der sozialen Beziehungen hat das Zusammenleben mit einem Partner/einer Partnerin. So haben Bewohnerinnen und Bewohner³ ohne Partner/-in im Haushalt signifikant mehr Freunde im Wohnprojekt und erhalten von signifikant mehr Personen emotionale und auch instrumentelle Unterstützung. Tendenzuell leisten sie auch mehr emotionale Unterstützung als Personen aus Partnerhaushalten.

Diskussion und Fazit

Die Analysen zeigen, dass innerhalb der Wohngruppen insgesamt ein vertrauter, wenig distanzierter Umgang vorherrscht. Zugleich haben mehr als zwei Drittel der Bewohnerinnen und Bewohner mindestens eine Person in ihrer Gruppe gefunden, mit der sie sich freundschaftlich verbunden fühlen. Entgegen den Befunden der Studie von Voesgen (1989b) bietet das Wohnprojekt offensichtlich einen adäquaten Rahmen, in dem emotional enge Kontakte entstehen können. Es wird aber von einer eher selektiven Freundschaftswahl ausgegangen, da drei Viertel der Befragten mit einer bis vier Personen freundschaftlich verbunden sind.

³ 87 Prozent der Bewohner/-innen, die ohne Partner/-in im Haushalt leben, sind Frauen.

Hinsichtlich der ausgetauschten Hilfeleistungen zeigt sich, dass die Bewohner/-innen in erster Linie füreinander soziale Unterstützung in den Bereichen erbringen, bei denen die räumliche Nähe relevant ist und die teils spontan erbracht werden müssen. In diesen Situationen scheint ein Vorteil der Kontakte im Wohnprojekt gegenüber anderen sozialen Beziehungen zu liegen, da Hilfe durch die schnelle gegenseitige Erreichbarkeit leichter organisiert werden kann. Demgegenüber spielen solche Hilfeleistungen eine eher untergeordnete Rolle, die eine hohe Intimität und Vertrautheit erfordern, wie emotionale Unterstützung und Pflege, oder die langfristig und mit hohem zeitlichem Aufwand erbracht werden müssen, wie Hilfe im Haushalt und Pflege. Es kann vermutet werden, dass sich hier die Bewohner/-innen am ehesten an nahe Familienangehörige oder enge Freunde wenden. Dies zeigen auch andere Studien (Binner et al. 2011; Hieber et al. 2005: 78 ff.; Voegen 1989b: 356). Dass jedoch auch teils intimere und zeitlich aufwendigere Hilfen füreinander geleistet werden, wie Pflege und emotionale Unterstützung, ergaben bisherige Studien nicht.

Wie in anderen empirischen Studien aus Nordeuropa und den USA (Choi 2004: 1196; Glass 2013: 351) sind Frauen in den fünf untersuchten Jung-Alt-Projekten deutlich überrepräsentiert. Frauen pflegen tendenziell mehr Freundschaften in ihrer Wohngruppe und sind stärker in den Austausch emotionaler Unterstützung eingebunden als Männer. Dies lässt sich erstens über die Wirksamkeit des Homophilieprinzips erklären. So wurde in den Projekten Geschlechtshomophilie bei der Freundschaftswahl nachgewiesen (Philippsen 2014: 182 ff.). Dies bedeutet, dass für die Männer deutlich weniger potentielle enge Vertrauenspersonen zur Wahl stehen als für die Frauen. Zweitens ergaben frühere Analysen dieser Stichprobe, dass den Frauen der Aufbau enger Bindungen und der Austausch emotionaler Unterstützung wichtiger ist als den Männern (Gierse, Wagner 2012: 74f.). So sind es anscheinend Differenzen in Gelegenheiten und Präferenzen, die zu den berichteten Geschlechterunterschieden führen. Männer nennen andere Aspekte, die ihnen am gemeinschaftlichen Wohnen wichtig ist: ein geselliger Austausch auf Ebene der gesamten Wohngruppe und sich für die Gruppe engagieren zu können (Gierse, Wagner 2012: 74). Besonders letzterer Punkt spiegelt sich im höheren Engagement der Männer bei der Erbringung instrumenteller Unterstützung für die anderen Bewohner/-innen.

Knapp ein Viertel der Befragten der fünf Jung-Alt-Projekte leben in Haushalten mit Kindern, wobei ihr Anteil stark zwischen den einzelnen Projekten schwankt. Dass Mehrgenerationenprojekte oft weniger junge Familien für den Einzug in ihr Projekt gewinnen können als zuvor geplant, ist aus dem professionellen Kontext der Wohnprojektlandschaft bekannt. Dies liegt wohl vor allem daran, dass junge Familien einen weniger langfristigen Planungshorizont haben als ältere Personen. Junge Familien leisten weniger emotionale Unterstützung, aber nicht weniger instrumentelle Unterstützung als Personen ohne Kinder im Haushalt. Zugleich erhalten sie tendenziell mehr instrumentelle Unterstützung. Dieser Aspekt korrespondiert mit früheren Analysen, wonach sich Mütter und Väter stärker Hilfe im Alltag wünschen als Personen ohne Kinder im Haushalt (Gierse, Wagner 2012: 74). Aus den Analysen lässt sich schließen, dass junge Familien einerseits wichtige Ressourcen in ihrer Wohngruppe aktivieren können, besonders um ihren Alltag zu entlasten, und andererseits auch relevante Fertigkeiten – vor allem praktischer Art – in ihre Wohngruppe einbringen.

56 Prozent der Befragten leben nicht mit einem Partner/einer Partnerin zusammen. Fast 90 Prozent von ihnen sind Frauen. Die Alleinlebenden erhalten deutlich mehr emotionale und auch

instrumentelle Unterstützung und haben auch signifikant mehr Freunde in ihrer Wohngruppe als Personen mit Partner/-in im Haushalt. Diese Resultate legen nahe, dass die Sozialkontakte in den Wohnprojekten für diese Personengruppe besondere Relevanz haben, da sie wichtige Funktionen im persönlichen Netzwerk übernehmen und somit zumindest teilweise Kompensation für das Fehlen eines Partners/einer Partnerin leisten können.

Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass die sozialen Beziehungen in gemeinschaftlichen Wohnprojekten und die sich darin entwickelnden Formen des sozialen Austauschs für verschiedene Bewohnergruppen wichtige Funktionen im persönlichen Netzwerk übernehmen können. Diese Folgerung soll jedoch nicht zu der Annahme verleiten, dass das gemeinschaftliche Wohnprojekt eine für alle Menschen geeignete Wohnform darstellt. Grundvoraussetzungen sind persönliche Eigenschaften, wie »ein gewisses Maß an Toleranz« und »Respekt vor der Andersartigkeit« der Anderen (Hieber et al. 2005: 30) sowie die Bereitschaft, sich selbst engagieren zu wollen. Zudem trägt der in Deutschland bislang komplizierte und aufwendige Planungs- und Realisierungsprozess mit dazu bei, dass diese Wohnform überwiegend von höher gebildeten Personen präferiert wird⁴. Zukünftig wird jedoch von einer zunehmenden quantitativen Verbreitung von Wohnprojekten ausgegangen, wie die Autoren einer Studie des BBSR (2012b) folgern: »Aus den bisher vorliegenden Zahlen und der laufenden Beobachtung ist auch für die Zukunft ein weiteres Anwachsen der Zahl gemeinschaftlicher Wohnprojekte in allen Rechtsformen zu erwarten, insbesondere mit einem Mehrgenerationen-Ansatz«.

⁴ So wird vermutet, dass Höher Gebildete über mehr soziale und fachliche Fertigkeiten sowie mehr Motivation und Durchhaltevermögen verfügen (KDA 2000: 101).

Literatur

- BBSR, Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung 2012: Mehrgenerationen-Wohnprojekte in der Rechtsform der eingetragenen Genossenschaft. Forschungsprojekt des BBSR, http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/FP/ReFo/Wohnungswesen/2011/Mehrgenerationen_Wohnen/01_Start.html?nn=445820 (letzter Aufruf 12. Juni 2015).
- BBSR, Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung 2014: Neues Wohnen – Gemeinschaftliche Wohnformen bei Genossenschaften, http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/Sonder_veroeffentlichungen/2014/DL_NeuesWohnen.pdf?__blob=publicationFile&v=2 (letzter Aufruf 12. Juni 2015).
- Binner, U., Ortmann, K., Zimmermann, R.-B. 2011: Mehrgenerationenwohnen. Soziale Unterstützung in einem Wohnprojekt. *Soziale Arbeit*, 60. Jg., Heft 5, 176–182.
- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2012: Achter Familienbericht. Zeit für Familie. Familienzeitpolitik als Chance einer nachhaltigen Familienpolitik. Berlin.
- Brech, J. 1999: Ein Wandel im Wohnen in der Zeit des Umbruchs. Eine Studie zu neuen Wohnformen. In Wüstenrot Stiftung (Hg.), *Neue Wohnformen*. Stuttgart, Berlin; Köln: Kohlhammer, 81–151.
- Brenton, M. 2001: Older people's CoHousing Communities. In S. M. Peace, C. Holland (Hg.), *Inclusive housing in an ageing society. Innovative approaches*. Bristol: The Policy Press, 169–188.
- Choi, J. S. 2004: Evaluation of community planning and life of senior cohousing projects in northern European countries. *European Planning Studies*, 12. Jg., Heft 8, 1188-1216.
- Fedrowitz, M. 2013: Gemeinschaftliches Wohnen in Deutschland, www.gemeinschaftswohnprojekte.de (letzter Aufruf 12. Juni 2015).
- Fedrowitz, M., Gailing, L. 2003: Zusammen wohnen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte als Strategie sozialer und ökologischer Stadtentwicklung. *Blaue Reihe. Dortmunder Beiträge zur Raumplanung* 112. Dortmund: Universität Dortmund.
- Fromm, D. 2012: Seeding Community: Collaborative Housing as a Strategy for Social and Neighbourhood Repair. *Built Environment*, 38. Jg., Heft 3, 364–394.
- Garciano, J. 2011: Affordable Cohousing: Challenges and Opportunities for Supportive Relational Networks in Mixed-Income Housing. *Journal of Affordable Housing & Community Development Law*, 20. Jg., Heft 2, 169–192.
- Gierse, C., Wagner, M. 2012: Gemeinschaftliche Wohnprojekte – eine Wohnform für alle sozialen Lagen und Lebensalter? *Zeitschrift für Sozialreform*, 58. Jg., Heft 1, 59–82.
- Glass, A. P. 2009: Aging in a Community of Mutual Support: The Emergence of an Elder Intentional Cohousing Community in the United States. *Journal of Housing for the Elderly*, 23. Jg., 283–303.
- Glass, A. P. 2012: Elder Co-Housing in the United States: Three Cases Studies. *Built Environment*, 38. Jg., Heft 3, 345–363.
- Göschel, A. 2010: Gemeinschaftliches Wohnen: (K)ein neuer Wohnungsmarkt? In vhw FWS Forum Wohnen und Stadtentwicklung 5, 247–251. http://www.vhw.de/fileadmin/user_upload/Download-Dokumente/St%C3%A4dtenetzwerk/Gemeinschaftliches_Wohnen_FWS_5_10_G%C3%B6schel.pdf (letzter Aufruf 16. August 2013).
- Henckmann, A. 1999: Aufbruch in ein gemeinsames Altern. Neue Wohnformen im Alter am Beispiel des Modellprojektes »Nachbarschaftlich leben für Frauen im Alter«. Opladen: Leske + Budrich.
- Hieber, A., Mollenkopf, H., Wahl, H.-W., Oswald, F. 2005: Gemeinschaftliches Wohnen im Alter: Von der Idee bis zum Einzug. Deutsches Zentrum für Altersforschung an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, http://www.psychologie.uni-heidelberg.de/mediendaten/ae/apa//fb20_gemwohnen.pdf (letzter Aufruf 26. Dezember 2012).
- Jarvis, H. 2011: Saving space, sharing time: integrated infrastructures of daily life in cohousing. *Environment and Planning*, 43. Jg., Heft 3, 560–577.
- KDA, Kuratorium Deutsche Altershilfe 2000: Vom Idealismus zum Realismus. Über fünfzehn Jahre gemeinschaftliches Wohnen älterer Menschen in den Niederlanden. Köln: KDA.

- Kehl, K., Then, V. 2013: Community and Civil Society Returns of Multi-generation Cohousing in Germany. *Journal of Civil Society*, 9. Jg., Heft 1, 41–57.
- Krämer, S. 2008: Demografischer Wandel - neue Wohnformen im Alter? *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, 31. Jg., Heft 2, 337–349.
- Kraushaar, W. 2001: Denkmodelle der 68er-Bewegung. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Heft 22–23, 14–27.
- Kremer-Preiß, U., Stolarz, H. 2003: Neue Wohnkonzepte für das Alter und praktische Erfahrungen bei der Umsetzung – eine Bestandsanalyse. Köln: KDA, Bd. 1.
- Lauterbach, W. 1998: Die Multilokalität später Familienphasen. Zur räumlichen Nähe und Ferne der Generationen. *Zeitschrift für Soziologie*, 27. Jg., Heft 2, 113–132.
- Margolis, D., Entin, D. 2011: Report on Survey of Cohousing Communities 2011, http://www.cohousing.org/docs/2011/survey_of_cohousing_communities2011.pdf (letzter Aufruf 19. April 2012).
- Ministerium für Bauen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.) 2008: Neues Wohnen mit Nachbarschaft. Wohnprojekte von Baugruppen, Genossenschaften und Investoren. Düsseldorf.
- McCallister, L., Fischer, C. S. 1978: A Procedure for Surveying Personal Networks. *Sociological Methods & Research*, 7. Jg., Heft 2, 131–148.
- McCament, K., Durrett, C. 2011: *Creating cohousing. Building sustainable communities*. Gabriola Island: New Society Publishers.
- Naegele, G. 2011: Demografischer Wandel: Mega-Herausforderungen für die Sozialpolitik. *Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit*, Heft 2, 88–97.
- Novy, K. 1983: *Genossenschafts-Bewegung. Zur Geschichte und Zukunft der Wohnreform*. Berlin: Transit-Buchverlag.
- Philippsen, C. 2014: *Soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnprojekten. Eine empirische Analyse von Freundschaften und sozialer Unterstützung*. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich UniPress.
- Schulte, E. 2009: *Mehrgenerationenwohnen. Eine Antwort auf die Herausforderungen des demographischen und sozialen Wandels?* Hamburg: Diplomica Verlag.
- Schulz-Nieswandt, F., Köstler, U., Langenhorst, F., Marks, H. 2012: *Neue Wohnformen im Alter. Wohngemeinschaften und Mehrgenerationenhäuser*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Unger, H. 2005: *Die Beginnen. Eine Geschichte von Aufbruch und Unterdrückung der Frauen*. Freiburg im Breisgau, Basel, Wien: Herder Verlag.
- Voesgen, H. 1989a: Stunden der Nähe – Tage der Distanz. Zum Verhältnis von Distanz und Nähe in Wohngruppen. In J. Brech (Hg.), *Neue Wohnformen in Europa. Berichte des vierten internationalen Wohnbund-Kongresses in Hamburg*. Darmstadt: Verlag für wissenschaftliche Publikationen, 94–107.
- Voesgen, H. 1989b: Stunden der Nähe – Tage der Distanz. In U. Schneider, W. Siebel, H. Voesgen, H.-N. Mayer (Hg.), *Wandel des Wohnverhaltens*. Oldenburg, 231–412, www.irbnet.de/daten/rswb/92009500561.pdf (letzter Aufruf 25. Februar 2010).
- WBfF, Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2012: *Generationenbeziehungen. Herausforderungen und Potenziale: Gutachten für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*. Wiesbaden: Springer VS.
- Williams, J. 2005: Sun, Surf and Sustainable Housing – Cohousing, the Californian Experience. *International Planning Studies*, 10. Jg., Heft 2, 145–177.